

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18693.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.00 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 5 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Die konservative Korrespondenz droht den Nationalliberalen mit der Entziehung jeder Wahlhilfe, wenn sie nicht rückhaltlos von der Sozialdemokratie abtrifft.

Der Abgeordnete Basser mann erklärte einem Interviewer, daß von einem Zusammengehen der Nationalliberalen mit dem Zentrum und den Konservativen bei den Wahlen vorläufig keine Rede sein könne.

Die spanische Regierung erteilt an den Botschaftern und Generalkapitänen von San Sebastian Anweisung, alle für Sonntag geplanten Manifestationszüge der Mexikaner mit Waffengewalt zu verhindern.

Die zunehmende revolutionäre Bewegung in Honduras führte zu Ausschreitungen gegen das italienische Konsulat; der italienische Gesandte ersuchte seine Regierung um Entsendung eines Kriegsschiffs.

In Teheran drohen für die nächsten Tage Straßenkämpfe.

Der „humane“ Strafvollzug.

Leipzig, 5. August.

„... Es ist doch auch wirklich wahr, es fehlt euch doch hier sozusagen gar nichts; ich glaube sogar, bei weitem die meisten, die hier sind, haben es hier besser, als sie es draußen jemals gehabt haben oder haben würden. Ihr habt hier einen ordentlichen, sauber gehaltenen Wohnraum, habt ein bekömmliches, sorgfältig zubereitetes Essen, eine gute Lagerstatt, habt Bücher zum Lesen, habt Beleuchtung und Heizung und Gottesdienst, kommt jeden Tag in die frische Luft, könnt alle Wochen baden, sogar ein Arzt kümmert sich um eure Gesundheit; es fehlt euch doch also eigentlich gar nichts, absolut gar nichts, bloß, na ja, die Freiheit, aber was ist das?“

Also spricht in einem kürzlich erschienenen Buche, das die Ergebnisse eines Zuchthäuslers schildert, der Sekretär der betreffenden Anstalt zu dem Verfasser. Und wie er denkt, so denken offenbar viele, denken sicherlich alle jene, die über die falsche, übertriebene Humanität unseres Strafvollzugs zetern, die Befürworter der Prügelstrafe und ähnlicher angenehmer Methoden zur „Besserung“, Abschreckung oder Vergeltung. Wenn diese Leute, die Dertel und Konsorten, wollen, so können sie aus dem Buche des Ungenannten noch allerlei Argumente für ihre Auffassung herausfischen. Denn der Verfasser geht an einer anderen Stelle seiner Schrift, daß er auch ein beachtenswertes Maß von Freude im großen, schweren Einzel-

* Hinter Schloß und Miegel. Eine unmoralische Erzählung, nicht von Schuld und Sühne, sondern von Verbrechen und Strafe. Verlag Albert Langen, München.

der Zuchthausjahre gehabt hat. Freude im Zuchthaus, welche Ungehörigkeit! Ein schlagender Beweis, daß die Strafe zu milde ist, daß sie verschärft werden muß! Es sind freilich recht unschuldige Freuden, über die der Verfasser des Buches zu berichten hat, Freuden, die erst auf der düsteren Folie des Zuchthauslebens als matter Lichtpunkt erscheinen können, Nichtigkeiten, die der Mensch in der Freiheit kaum beachtet oder als Selbstverständlichkeiten gelassen hinnimmt. Der Sträfling, dem alle anderen Möglichkeiten der Freude genommen sind, freut sich, wenn er des Morgens erkennt, daß ein erträglicher Aufseher den Dienst hat, er freut sich, wenn er in der Mittagssuppe ein paar Stückchen Speck findet, er freut sich auf den Freitag, weil es da des Mittags Fisch und Kartoffeln gibt, also „etwas zwischen die Zähne zum Beißen“. Er hat sich auf den Salzhering am Dienstag gefreut und er empfand eine Extrafreude, wenn er entdeckte, daß es ein „Kogner“ war. Aber es gab auch andere, höhere geistige Freuden, wie sie auch in der Freiheit empfunden werden, die aber in der Enge und Einsamkeit des Kerkers heftiger, intensiver wirkten. So die Freude am hellen Gesunkel der Sterne in dem kleinen Ausschnitt des Himmels, den das Gitterfenster den Gefangenen zu erblicken gestattet, die Freude am lustigen Liede der Sturmgäse, die im ersten Frühjahr sich auf dem Firne des gegenüberliegenden Anstaltsflügels niederlassen, die Freude, wenn nach der Winterszeit die Sonne zum erstenmal wieder einen schmalen Streif in die Zelle wirft, die Freude über ein neues, gutes Buch aus der Anstaltsbibliothek. Vielleicht finden die Herren von der strengen Observanz des Prügelzwangs, daß alle diese Freuden dem wahren Zweck und Wesen der Strafe widersprechen und dem Sträfling durch Verschlechterung der Kost, durch matte Fensterheizen und dergleichen Mittel mehr genommen werden müßten, daß den verruchten Delinquenten das Sich-Freuen gründlich abgewöhnt werden müßte. Fragt sich nur, ob sie es fertig bringen könnten, ob sie es auch nur durch die unmenschlichste Verschärfung des Strafvollzugs erreichen könnten. Der Verfasser beweist es mit vielem Recht. Es erscheint ihm heute fast unbegreiflich, daß er sich über ein paar Stücke Speck in der Suppe und einen Hering freuen konnte, da er sich sonst doch niemals auf die Tafelfreuden eines guten Diners gefreut habe. Er erklärt es damit, daß das Menschenherz eben einer gewissen Freudemenge bedarf und daß es dieses bestimmte Quantum bei Abwesenheit besserer Gegenstände auf Dinge verschwendet, die der Freude zwar nicht würdig sind, aber, den Umständen nach, die einzige Möglichkeit bieten, Träger jener offenbar zum Leben unentbehrlichen Empfindung zu sein. Und so ist er, und das gewiß mit Recht, überzeugt, daß es den Predigern der Verschärfung des Strafvollzugs nicht gelingen würde, den Sträflingen jede Möglichkeit zur Freude abzuschneiden, weil sie das Menschenherz nicht umändern können. „Und wenn sie es dahin brächten, daß die Zuchthäuser jeden Tag bis aufs Blut ausgepeitscht würden, so würden sich diese törichten Herzen eben auf den Tag freuen, an dem der Arzt im Interesse der Möglichkeit einer Fortsetzung der Blutkur ihre vorübergehende Unter-

brechung anordnet, oder auf die Stunde, da der Schlaf oder sein Bruder sie, vorübergehend oder dauernd, von den Freude-Unterbindungsgeleiten ihrer „besseren“ Mitmenschen erlöst. Und ich bin überzeugt, daß wenigstens diejenigen, denen es gelingen würde, sich an diese „verbesserte“ Strafmethode zu gewöhnen — ich meine „gewöhnen“ in dem Sinne, in dem ja auch ich mich an das Leben im Zuchthause gewöhnt habe —, noch gar mancherlei anderen Anlaß zu irgend so einer scheinbar nichtigen und lächerlichen Freude finden würden.“

Indes brauchen die Anhänger der Vergeltungs- und Abschreckungstheorie deswegen nicht zu verzweifeln — auch die „humane“ Strafe, von der sie fabeln, ist noch ein Meer der Qual, in der die wenigen kleinen Freuden wie winzige Eilande fast verschwinden. Wer freilich so subalternen Geistes ist, wie jener Anstaltssekretär, dessen Worte oben zitiert wurden, der wird es gar nicht oder nur schwer begreifen — wenn er nicht selbst einmal die Folter der Unfreiheit erdulden muß. Eine Folter, die sich mit Worten schwer oder gar nicht schildern läßt, die man erlebt haben muß, um sie voll erfassen zu können. Die Unmöglichkeit, selbst zu entscheiden, sich selbst Zwecke zu setzen, der beständige Zwang unter fremden Willen, die Trennung von allem, was ihm das Leben lieb und wert macht, das drückt jeden Gefangenen, das drückt selbst den abgebrühtesten Verbrecher, der vielleicht die Hälfte seines Lebens hinter Zuchthausmauern verbringt. Der Verfasser berichtet, wie selbst die zu lebenslänglicher Strafe Verurteilten sich mit jähem Lebensgier an die vage Hoffnung klammern, nach dreißig furchtbaren Jahren wieder in die Freiheit zurückkehren zu können und daß die Erfahrung lehrt, daß jener, der diese Hoffnung aufgibt, sich gar bald auf das Sterbelager streckt. Natürlich wird die Schwere der Freiheitsentziehung von den einzelnen verschieden stark empfunden; der feiner Organisierte, der tiefer Empfindende wird sie intensiver fühlen als der Robustere, er wird aber auch in den Schätzen seines Innenlebens, im Spiel seiner Geisteskräfte wiederum ein gewisses Gegengewicht gegen die niederdrückenden Erlebnisse der Haft haben, die der andere entbehrt. Der Verfasser besaß dieses Gegengewicht in den Schätzen der humanistischen Bildung, deren Glanz ihm manche trübe Stunde ausgefüllt hat. Aber er hat bei alledem furchtbar gelitten. Resigniert verzichtet er auf den Versuch, das Wesen der Folter dem Leser eingehender zu schildern, weil er nicht weiß, ob er selbst dann für eine richtige Schilderung des Durchlebten der Worte Wert und Zahl fände, wenn er bis zu den Wurzeln seines Lebens zurückginge, um all das aufzuzeigen, was ihm „Freiheit“ bedeutete.

Freilich der Verfasser ist eben ein Gebildeter und ein Mann, der eine höhere amtliche Stellung bekleidete, der gesellschaftliches Ansehen genossen hatte. Sein Fall, so werden die Verteidiger unseres heutigen Strafvollzugsystems behaupten, ist ein Ausnahmefall. Die große Mehrzahl der Zuchthausinsassen, so werden sie sagen, verliert sehr viel weniger, wenn sie die Freiheit mit der Kerkerzelle vertauscht haben, verliert vielfach gar nichts, ja für manchen von ihnen ist in der Freiheit Kost und Obdach

Seuiletton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

24] Nachdruck verboten.

Die Monika stand da wie eine Bildsäule. Alle Farben spielte sie im Gesicht. Kaum, daß sie ein Wort hervorbringen konnte.

„Herr bin i dadrinnen!“ leuchtete sie endlich fassungslos.

„Herr bin i! Verstanden! Dös gibt's nit! Wir hab'n nichts Schriftliches. Und wenn du nit imstand bist, ordentlich aufs Geschäft zu schau'n, so hab' i's Recht dazua, bei Sach' zu verwalten! Verstechst mi? I hab's Recht dazua!“

„Loisl!“ schrie die Monika. Es war kein Wutschrei mehr, den sie ausstieß. Bei der Rede des Mannes war ihr zumute, als ob jemand mit eisalter Faust an ihr Herz griffe und sie würgte und würgte, bis sie keinen Atem mehr bekam. Ein Gefühl unsagbarer, jähcr Angst packte sie. Die starke Frau mußte sich an die Ladenbubel lehnen. Sonst wäre sie umgefallen. So zitterten ihr die Knie.

„Jah woacht es!“ schrie der Loisl neuerdings. „Und iah richt' di darnach! I hab's satt, no weiter als a Schreiber zum Notar z'gehn! No heut' kündig' i mei' Stellung, und dann bleib' i da! Und treib' meine eignen' Geschäft! Und's Ladela verwalte' iah' i! Verstanden!“

Damit langte der Loisl nach seinem Hut und schmiß zornig die Ladenbubel hinter sich zu, daß die kleinen Scheiben laut klirrten und schepperten.

Die Monika stand fassungslos da und schaute wie geistesabwesend ins Leere. Die Brandstetterin, die gleich einer armen Sünderin gebückt in einer Ecke gestanden hatte, näherte sich jetzt schüchtern.

„Sie entschuldigen schon, Frau Sagstetter —“ stotterte sie. Die Monika ließ ihre beiden Arme schwer auf die Ladenbubel fallen. Dann legte sie ihren Kopf darauf und weinte laut und herzbrechend.

Die Brandstetterin stand neben ihr und schaute sie an. „Frau Sagstetter —“ versuchte sie die Weinende zu trösten. „Tuan's nit a so lärmn! U so geacht's halt, wenn man verheiratet is... Man g'wöhnt's schon —“ fügte sie nach einer Weile ganz leise hinzu.

Zwölftes Kapitel.

Im Geschäft Michael Senns ging es heute, wie gewöhnlich an einem Sonntag vormittag, sehr lebhaft zu. An den Sonntagen kamen nach dem Hauptgottesdienst die Landkunds. Da herrschte stets der regste Verkehr im Laden.

Es gab alle Hände voll zu tun. Denn dicht gedrängt standen die Leute, die abgefertigt werden wollten. Darunter auch immer viele vierstellige Pustertalerinnen mit dem runden steifen Filzhut und seinen herabhängenden Bändern, dem kurzen Faltenrock und dem sogenannten „Tschoop“, einer kurzen Weiberjacke. Die Tracht ließ die gebrungenen Gestalten der Bauernweiber mit den blauen, grünen oder braunen Stoffschürzen, die fast den ganzen Rock bedeckten und ebenfalls in kleine Falten gezogen sind,

nur noch plumper und unförmlicher erscheinen. Aber so wollte es einmal die sonntägliche Tracht.

Schwabend und breitspurig standen sie im Geschäft da, Männer wie Weiber. Keines rißte sich vom Fleck, und niemand machte dem andern Platz. Umständlich äußerten sie ihre Wünsche. Es war ein großes Stück Arbeit und es gehörte eine ordentliche Portion Geduld dazu, bis wieder einmal so eine Landkundschaft erledigt war. Am meisten Zeit beanspruchten die kleinen Kramer und Kramerinnen aus den Dörfern der Umgebung, die ihren Bedarf bei der Firma Michael Senn deckten. Da war stets eine größere Liste von Einkäufen.

Das war schon in der Jugend des Michael Senn so gewesen. Da hatte er als kleines Bübl' mithelfen müssen die Leute bedienen. Der Vater des Michael Senn hatte noch keine Ladin gehalten. Diese Neuerung führte erst Michael Senn ein. Seine Frau Theresia war ja für das Geschäft gar nicht eingenommen. Alles, was damit zusammenhing, war ihr in der Seele zuwider. Sie ließ sich auch nur selten im Laden drunten sehen.

Da war die alte Frau Senn, des Michael Senns Mutter, das reine Gegenteil davon. Die war eine äußerst tüchtige Geschäftsfrau gewesen. Wenn der Vater des Michael Senn nicht im Laden war, dann regierte die alte Frau Senn alles.

Der kleine Michel wurde schon von früher Jugend an fleißig zum Geschäft angehalten. So kam es, daß er innig damit verwachsen war. Sein Haus und sein Geschäft nahmen bei ihm nach seiner Familie die erste Stelle ein, so wie er es von Jugend auf bei seinem Vater und bei seiner Mutter gesehen hatte.